

Predigtgedanken zum Gottesdienst am 30.04.2023 – Predigttext: Joh 16, 16-23

Liebe Leserinnen und Leser.

Der Predigttext ist ein Abschnitt aus den Abschiedsreden Jesu. Eine Abschiedsrede von Jesu mitten in der österlichen Festzeit? Am Sonntag Jubilate, der doch zum Jubeln einlädt?

Ist das Absicht, dass wir sofort wieder mit den Bruchstücken unserer Lebensgeschichte konfrontiert werde, Assoziationen habe, die die Schattenseiten und das Düstere, die Schmerzen und die Traurigkeit hervorholen? Das ist doch irgendwie ärgerlich. Kann man denn nicht einmal im Jahr, wenigstens in der Osterzeit, über Freude nachdenken, ohne sofort wieder ausgebremst zu werden?

Vielleicht braucht es Abstand - historischen Abstand.

Bilder sind mir vor Augen, auf denen Jesus mit seinen Jüngerinnen und Jüngern unterwegs ist durch Galiläa, vor Ostern natürlich. Er predigt, er lehrt, wie so oft in den letzten Jahren, während sie mit ihm unterwegs waren.

Aber an diesem Tag klingt es irgendwie anders, was er sagt, rätselhaft, unverständlich. Denn Jesus hält Abschiedsreden. Ausführliche Abschiedsreden.

Er führt lange Gespräche mit den Jüngerinnen und Jüngern, will sie offensichtlich nicht zu sehr erschrecken, aber doch vorbereiten darauf, dass sie sich bald ohne ihn werden zurechtfinden müssen in dieser Welt. Ein schwieriger Versuch!

Können sie ihn denn überhaupt verstehen? Ahnen sie, was kommen wird? Werden sie vielleicht versuchen, zu verhindern, dass Jesus nach Jerusalem geht? Werden sie versuchen, ihn herauszufordern, damit er endlich die Macht ergreift, die Römer vertreibt und für Ordnung und Frieden sorgt?

In diesem kurzen Auszug aus den Abschiedsreden Jesu liegt der Tenor aber eher darauf, dass seine Zuhörer*innen verwirrt sind. Überfordert. Sie wagen noch nicht einmal, ihn selbst zu fragen: „Wie meinst du das, was du da sagst? Warum werden wir dich eine Zeit lang nicht sehen? Was hast du denn vor? Willst du uns etwa im Stich lassen?“

Der Predigttext steht im Johannes-Evangelium. Johannes hat den Entschluss gefasst, seine gesammelten Texte für seine Gemeinden zu Papier zu bringen und zu veröffentlichen. Jetzt –so stelle ich mir vor- sitzt er und diktiert seine Überlegungen einem Schreiber, vielleicht an einem plätschernden Brunnen in einem orientalisch gestalteten Innenhof einer Karawanserei, in einem Zelt in der Wüste, vielleicht in einem Haus in Ephesus...

Er spricht über seine Deutung dessen, was er gesammelt und gelesen hat über Jesus. Das Ziel ist völlig klar, er benennt es auch selbst zum Schluss seines Evangeliums: „Diese (Zeichen) sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das ewige Leben habt in seinem Namen.“ (Joh 20,31)

Johannes möchte vor allem seine Begeisterung für Jesus von Nazareth, für den auferstandenen Christus, für den Messias mit Menschen teilen, die in einem ganz anderen Kulturkreis groß geworden sind. Die Griechisch sprechen und nicht Aramäisch (wie Jesus), ganz andere religiöse Wurzeln haben und trotzdem verstehen sollen, worauf es ihm ankommt.

„Wie mache ich das bloß?“ hat er sich womöglich gefragt und er, beginnt einen Satz, verwirft ihn wieder, beginnt neu, versucht es noch einmal.

Welche Zeichen Jesu soll ich aufnehmen in mein Buch, mag er sich gefragt haben, welche sind so aussagekräftig, dass sie meine Leserinnen und Leser überzeugen

werden? Welche sind eher eine Doppelung, welche vielleicht zu zweideutig und missverständlich?

Und Johannes erzählt aus dem Leben Jesu, so, als wären seine Leserinnen und Leser gerade eben noch dabei gewesen, als wären sie selbst die Adressaten der Abschiedsreden, gut achtzig bis neunzig Jahre nach dem ersten Ostern.

Und dann: Gottesdienst in der Gemeinde des Johannes.

Der Text des Evangelisten Johannes ist fertig und wird im Gottesdienst verlesen, so wie früher die Texte der Propheten.

Und ich stelle mir vor, wie sich die Gemeindemitglieder zunicken, das kennen sie, so lange warten sie nun schon darauf, dass Jesus wiederkommen möge, ohne dass sie sich wirklich vorstellen könnten, wie das gehen soll. Sie hören – so wie wir heute – die Abschiedsrede im Lichte von Ostern.

Wie verwandelt sich die Rede im Wissen über Ostern?

Ostern, die Auferstehung Jesu, begründet etwas, was wir neben Traurigkeit, Endlichkeit und Abschiedsschmerz setzen dürfen. Nämlich den Glauben und die Hoffnung, dass Not gewendet werden und aus Trauer Freude wachsen kann.

Ich sage bewusst „neben“. Denn christlicher Glaube und Hoffnung verhindern Traurigkeit und Schmerzen nicht. Ja, Leid und Tod sind für jedes Leben unausweichlich. Die Empfindung von Traurigkeit und Freude ist ein Wesensmerkmal des menschlichen Seins. Und in diese Traurigkeit hinein erfolgt mit dem Predigttext die Zusage Jesu, dass Traurigkeit in Freude verwandelt werden soll.

Diese Verwandlung von Trauer in Freude, geschieht nicht mal eben so einfach und nicht im Vorübergehen. Weder bei der Auferstehung an Ostern noch bei der Verwandlung von Leid im Hier und Jetzt unseres Lebens. Diese Wandlung kostet Kraft und oft viel Zeit. Nicht umsonst spricht man von Trauerarbeit, die bewältigt werden muss, bis jemand wieder lachen kann. Dabei bezieht sich das nicht nur auf die Trauer nach dem Tod eines geliebten Menschen. Trauer und damit auch Trauerarbeit gibt es viel häufiger als es zunächst scheint. Zerplatzte Lebensträume, der Verlust einer Arbeit oder gescheiterte Partnerschaften werden nicht einfach so weggesteckt. Es braucht Zeit und Kraft hiermit einen Umgang zu finden und Trauer, Schmerz und Kummer halten oft lange an. Und doch gibt es einen Weg aus Kummer und Sorgen heraus.

„Stimmt das denn?“, werden einige jetzt denken. „Geht der Freude immer die Traurigkeit voran? Kann sie nicht auch anders wachsen?“

Ich denke hier an Kinder, die die Welt entdecken und sich unbeschwert freuen können. Aber jedes Kind erlebt früher oder später auch Frustrationen, Enttäuschungen, Kummer und Schmerz. Und weiß sich geborgen in der Liebe und Fürsorge der Eltern. So kann der Schmerz vergehen, die Enttäuschung weichen und wieder Freude einkehren.

Auch unser Leben ist nicht ohne Entbehrung, Schmerz und Störung – ein solches Leben gibt es nicht. Oftmals sind es gerade die tiefen Einschnitt im Leben - durch eine schwere Erkrankung, einen Unfall, eine Trennung, einen Todesfall, eine nicht erwartete Veränderung im Leben, die Menschen dazu bringen, dass sie eine tiefe Freude und Dankbarkeit für etwas empfinden, was für sie vorher so ganz selbstverständlich war.

Und so wie Kinder eingebunden sind in die Liebe der Eltern sind wir sind geborgen in der Liebe Jesu, die uns hält und trägt und uns dazu ermutigt, schon jetzt die diesseitigen Momente und Gründe zur Freude wahrzunehmen und zu jubeln, gerade weil sie so begrenzt sind. Ein Sonntag also, der einlädt zum Jubeln.